

FEUILLETON

In Berlin schmiedet Götz Friedrich Wagners „Ring“

Heißes Endspiel

Beim Walkürenritt war es mit der Fassung der Berliner Wagnerianer endgültig vorbei. Ausgerechnet die Lordsiegelbewahrer des Bayreuther Meisters machten soviel Krach, daß Wagners nun wahrhaft nicht kleinlaute Klänge unterzugehen drohten. Aber das ist ja – siehe Chereau in Bayreuth – nicht neu, daß niemand wahrhaben will, was für ein Gewerbe die Walküren eigentlich betreiben. Die sammeln Helden ein („über ihrem Sattel hängt ein erschlagener Krieger“ heißt es in Wagners Regieanweisung) und das geschieht bestimmt nicht dadurch, daß man einem Helden dezent auf die Schultern tippt und ihm einen Reisegutschein überreicht. Nein, die Walküren sind Leichenfledderer, die Abdecker des germanischen Kriegsgeschehens. Und bei Götz Friedrich, dessen neuer, umstrittener „Ring“ in einem „Zeit-Tunnel“ (Bühnenbild Peter Sykora) spielt, also zwischen Mythos und Zukunft, zeigt sich das drastisch. Da liegen die toten Helden aufgebahrt in Leichenwannen, da geben die wie Rockerbräute gewandeten Walküren durch unmißverständliche Körpersprache zu verstehen, daß sie das alles durchaus antört: Es sind keine keuschen Hohepriesterinnen eines verklemmten Heldenkults, sondern viel eher Leichenfetischistinnen. Aber danach war wieder Ruhe und als zum Feuerzauber neun Erdgasfackeln aus dem Boden kamen, waren viele doch beeindruckt von der Bühnenwirksamkeit. Was niemanden daran hinderte, am Schluß ebenso feurig den Meinungsstreit derart zu entfachen, daß ein Berliner Kritiker-Kollege nur noch trocken vermerken konnte, in dieser Stadt seien die Besucher besser bei Stimme als die Sänger. Friedrich inszenierte ein Endspiel. Vermummt wie die Mö-

bel einer verlassenen Wohnung warten da die Götter im „Rheingold“ auf den Beginn. Und mit Trödel garniert ist die Bühne fortwährend. Dabei wahrte Friedrich immer wieder die Irritation des Spiels im Spiel, wenn die Götter sich Gesichtsmasken vorhalten wie ihre Rollenklischees, wenn Ironie spürbar wird, ohne in parodistische Eindeutigkeit abzugleiten. Dabei hat „Das Rheingold“, das ebenso zwiespältig aufgenommen wurde wie die „Walküre“ („Siegfried“ folgt im Frühjahr, die „Götterdämmerung“ im kommenden Herbst) eindeutige Pluspunkte zu verzeichnen. Da hat Fried-

richs Konzeption Bildwitz und Einfallskraft. Wenn sich in Nibelheim z.B. gleich Alberichs ganze Kommandozentrale in den Lindwurm verwandelt, dann ist das frappant. In der „Walküre“ wird es problematischer. Das liegt nur bedingt an Friedrichs Personenregie, die zu oft das Moment des Fallens betont, sondern vor allem am Dirigenten dieses „Rings“. Berlins GMD Jesus Lopez Cobos serviert einen der langsamsten „Ringe“ aller Zeiten – und einen der langweiligsten. Immer wieder hängt die Spannung gewaltig durch. Und das wird dadurch nicht besser, daß Lopez Cobos dann unvermittelt zu Lautstärke-Attacken greift, die einerseits die spieltechnischen Blößen des Orchesters offenlegen, zum anderen die Sänger ungnädig zudecken. Wenn ein so volltönender Sänger wie Simon Estes als Wotan seine Sehnsucht nach dem Ende beschwört, dann ist das – obschon er an der Rampe steht – kaum

zu verstehen, ähnlich wie bei manchen anderen Kollegen. Der Papierform nach ist der Berliner „Ring“ dem derzeitigen Bayreuther überlegen, aber daß Wagner-Interpreten von Rang Mangelware sind, läßt sich auch in Berlin nicht überhören. Wobei die Entscheidung, George Shirley einen zwielichtigen, Tingeltangel-nahen Loge darstellen zu lassen, durchaus Argumente für sich hat. Heikler war da schon, Julia Varady als Sieglinde zu erproben – die Partie ist vom Timbre und vom Umfang her nicht auf sie zugeschnitten. Peter Hofmann gab wieder einen stattlichen Siegmund (mit kleinen stimmlichen Anstrengungen). Matti Salminens Hunding tritt auf wie ein NKWD-Kommissar und wendet bei seinen Verhören als 3. Grad sein Baß-Volumen an. Diane Curry ist eine respektable Fricka, Florence Quivar eine respekthel-schende Erda und Catarina Ligendza eine in der Höhe etwas

überforderte Brünnhilde. Im Zentrum des Spiels aber steht mit Simon Estes ein Wotan, dem zuzuhören zwar Freude macht, der aber wenig von der Gebrochenheit des scheiternden Gottes vermittelt. Dieser Wotan ist am Ende, noch ehe er richtig begonnen hat. Aber erst ist ja mal Halbzeit im

neuen Berliner „Ring“. Mag sein, daß nicht nur die Protestierer zu neuem Atem kommen, sondern auch Götz Friedrich. Seinem Dirigenten Jesus Lopez Cobos allerdings wünscht man nicht nur neuen Atem, sondern schon eine Sauerstoffdusche. Wiederbelebung tut not. Rainer Wagner

Franz Schrekers „Der Ferne Klang“ in Venedig

Venetianisches Traumspiel

Lang hat es gedauert, bis eine der erfolgreichsten Opern der zwanziger Jahre, die seinerzeit sogar in Le-

ningrad als „erste sozialistische Oper“ gefeiert worden war, den Sprung nach Italien schaffte. Und auch diesmal schienen

es widrige Umstände verhindern zu wollen: die Biennale, die Franz Schrekers Opernerstling „Der ferne Klang“ angekündigt hatte, sah sich nach dem Nono-Projekt „Prometeo“ finanziell zu einer Verwirklichung ihres Plans nicht mehr in der Lage. Doch das Teatro La Fenice entschloß sich zur Eigen-Produktion, auch ohne Biennale, und eröffnete mit der italienischen Erstaufführung in deutscher Sprache seine Spielzeit 1984/85. Die 1912 in Frankfurt uraufgeführte dreiaktige Oper hat die Suche des Komponisten Fritz nach einem „rätselhaft weltfernen Klang“ zum Inhalt, um deretwillen er seine Geliebte, das Bürgermädchen Grete, verläßt. Grete, die einem Gläubiger ihres Vaters vermählt werden soll, eilt Fritz nach, fällt in die Hände einer Kupplerin und wird zur Luxusdirne eines venezianischen Bordells. Hier begegnet ihr Fritz, der seinem Klangphantom gefolgt war, er-

neut; doch er flieht vor der Realität und beschimpft Grete als Dirne. Einige Jahre später wohnt die zur Straßenhure gesunkene Grete der Uraufführung von Fritz' Oper „Die Harfe“ bei, einem Werk, das erfolgreich Not und Elend besingt, aber im Bemühen, auch das Glück zu besingen, scheitert und einen Mißerfolg erntet. Doch die Aufführung bringt die Liebenden wieder zusammen und im Tod hört Fritz endlich deutlich den gesuchten fernen Klang. Die Stärke der italienischen Erstaufführung liegt im optischen Bereich. Und das ist gut so, nach all den nur konzertanten Schreker-Aufführungen der letzten Jahre. In offensichtlich idealer Zusammenarbeit haben die Regisseure Giorgio Marini und Sheila Gruson zusammen mit dem Ausstatter Lauro Crisman ein Kompendium der Rezeption dieser Oper geschaffen, ihre Inszenierung knüpft an bekannte, frühere Aufführungen des Werkes an und gewährt doch ganz neue Einblicke. Im Jugendstil-Rahmen und im Kostüm der von Schreker vorgeschriebenen Gegenwart zelebriert die Regie ein spektakuläres Traumspiel psychischer Motivationen, einprägsamer surrealer Bild-Erfindungen. Insbesondere erscheint der zweite Akt gelungen, mit dem in seiner Vielfalt berücksichtigenden venetianischen Etablissement „La casa di maschere“, mit vorbeiziehenden Gondeln, maskierten Nackten, traumatischen Erscheinungen und dem im Rücken des Zuschauers, in der Mittelloge des Fenice, aufspielenden Bühnenorchester. Gabriele Ferro leitet die beinahe ungekürzte Aufführung souverän, kostet die Lyrismen aus und läßt Schrekers irisierende Klänge schwelgerisch aufblühen. Doch er bleibt den Härten dieser so extravaganter Partitur einiges schuldig, wie auch sein Bemühen, die Sänger nicht zuzudecken, bisweilen vergeblich bleibt. Vor allem der junge Florian Prey ist mit der Ballade von der glühenden Krone hoffnungslos überfordert, so daß seinem wiederholten Ausruf „Oh Vater, dein trauriges Erbe!“ leider voll zuzustimmen

Umstritten: Götz Friedrichs Neuinszenierung des „Rings“ an der Deutschen Oper Berlin. „Rheingold“ und „Walküre“ hatten im September bzw. Oktober Premiere, „Siegfried“ und „Götterdämmerung“ folgen im kommenden Jahr. Die Fotos zeigen Catarina Ligendza und Peter Hofmann als Brünnhilde und Siegmund sowie Simon Estes als Wotan



Fotos: Kranichphoto

FEUILLETON

ist. James McCray wartet als Fritz mit metallischem Organ auf, wird aber noch übertroffen von der in Stimmführung, Ausdruck und Spiel großartigen Sylvia Sass, der nur eine bessere Textverständlichkeit zu wün-

schen wäre. Die zahlreichen Solisten und der Chor der Croatischen Nationaloper Split schlugen sich wacker für eine außergewöhnliche Aufführung und einen grandiosen Erfolg dieser Oper. *Peter P. Pacht*

Notizen aus dem Londoner Musikleben

Zwiespältiger Auftakt an Covent Garden

Als olympisches Gastgeschenk war Los Angeles im Juli die Premiere von Covent Gardens Neuinszenierung der „Turandot“ in der Regie von Andrei Serban und dem Design von Sally Jacobs zuteil geworden; als regie- und ausstattungs-traumatische Überproduktion wurde sie zum Auftakt der neuen Spielzeit im Royal Opera House präsentiert. Es ist eine Produktion, die in all ihrer Motorik, in einer reichlich bunten Mischung aus Pomp, Zeremoniell, Maskerade und einem wirkungsvollen Konglomerat aus Commedia dell'arte-, Brechttheater- und Pekingoper-Effekten der Musik und dem Drama den nötigen Freiraum zur Entfaltung nimmt. Colin Davis am Pult wurde Puccini trotz dieses visuell ungewohnt prächtigen Spektakels sehr wohl gerecht. Und Ghena Dimitrova, die Gwyneth Jones in der Titelrolle abgelöst hatte, machte immerhin mit vehementer, allerdings nur gelegentlich auch schöner Lautstärke darauf aufmerksam, daß es sich hier um „Turandot“ und nicht um ein fernöstliches Musical handelte. Ward in diesem Fall des Guten zuviel getan, so zeichnete sich die zweite Neuinszenierung, „Tannhäuser“ in der Dresdner Version, durch musikalische und szenische Langeweile aus. Colin Davis blieb hier Wagner einiges schuldig, und wenn in der „Romerzählung“ doch noch so etwas wie Spannung

aufkam, dann blieb dies der Intensität von Klaus König in der Titelpartie zu danken, dessen Durchsteh- und Steigerungsvermögen beachtlich war. Dagegen sah man sich in der Rolle der Venus mit einer langmahnigen, pseudomondänen und weder stimmlich noch darstellerisch sicheren, geschweige denn verführerischen Eva Randova konfrontiert, und Gwyneth Jones (Elisabeth) – kostümlich zwischen einer wahn-sinnigen Lady Macbeth und einer ältlichen Lucia angesiedelt – verstand höchstens ihre vielen lokalen Anhänger zu überzeugen. Elija Moshinskys hausbackener, monotoner und stilistisch leerer Personenführung fehlte jede Stimulanz, jede Aggressivität oder Glaubwürdigkeit; sie blieb schlichtweg banal und vergewaltigte in alttheatralischer Manier ein zeitgemäßes Rollenverständnis. Zwei Tanzpaare in den von Kenneth Macmillan hinreichend gewohnten eindeutigen Begattungsstellungen ergaben noch keinen „Venusberg“, eine mittelalterliche Kostümschau à la Oberammergau keine Wartburg und gestikulierend am Boden kriechende oder knieende Darsteller (in den deftigsten Farben ausgeleuchtet) erlauben noch lange keine Schlüsse auf das, laut Moshinsky „inside panorama of Tannhäuser's mind“. Mit gewohntem Erfolg gingen die 90. „Henry Wood Promenade Concerts“ zu Ende. Sie waren dieses Jahr in erster Li-



Foto: Reg Wilson

Mit einer Neuproduktion von Wagners „Tannhäuser“ wartete zu Spielzeitbeginn Londons Covent Garden Opera auf. Unser Bild: Klaus König in der Titelpartie und Thomas Allen als Wolfram

nie der britischen Musik gewidmet – galt es doch des 50. Todestages von Elgar, Delius und Holst zu gedenken – und brachten neben einigen beachtenswerten Uraufführungen, so u.a. dem Konzert für Orchester von Robert Saxton oder Colin Matthews Cello-Konzert, auch die europäische Erst-aufführung von Michael Tippets gewaltigem zehnsätzigen Oratorium „The Mask of Time“. Von den gastierenden Orchestern hinterließen die Wiener Philharmoniker unter Abbado im Gegensatz zum Boston Symphony Orchestra unter Ozawa den gewichtigeren Eindruck.

Für einen Höhepunkt sorgte mit Mendelssohns 1. Klavierkonzert das Konzertdebüt der gerade 12jährigen Maya Weltman aus Jerusalem, von deren Talent Klaus Tennstedt im Juni 1983 aus Anlaß eines Vorspiels für die Israel-America Cultural Foundation so beeindruckt war, daß er sie spontan nach London einlud. Die beglückende Klarheit, Frische und Musikalität, die technische Brillanz ihres Spiels und die Sensibilität ihres Anschlags überzeugten und begeisterten auf Anhieb. Die 21. „Leeds International Pianoforte Competition“ ebenso wie der seit 1977 jährlich in London abgehaltene internationale Gesangswettbewerb „Benson and Hedges Gold Award“ förderten hingegen nur bedingt herausragendes Talent zu Tage. Von dem 24jährigen Kandier Jon Kimura Parker, einer schon heute dominierenden Virtuosenpersönlichkeit, und der zweitpla-

zierten, erst 16jährigen Koreanerin Ju Hee Suh, deren 3. Rachmaninoff-Konzert die Schlußtage überragte, dürfte im Gegensatz zu manchen früheren Preisträgern in der Zukunft zu hören sein, während

bei den Sängern lediglich die polnische Sopranistin Joanna Kosłowska ein bedenkliches Mittelmaß überschritt und eine größere Karriere im lyrischen Fach verspricht. *Hans-Theodor Wohlfahrt*

Wiedereröffnung des 100jährigen Budapester Opernhauses

Neuer Glanz zum Geburtstag

In seinem Eröffnungsjahr 1884 galt es als eines der modernsten Musiktheater in Europa: das von Miklós Ybl im Neorenaissance-Stil erbaute Budapester Opernhaus. Die

szenentechnischen Einrichtungen – z.B. die hydraulisch zu bewegende Bühne – hielten erstaunlich lange, doch gab es in den letzten zwei Jahrzehnten mehrere Anzeichen dafür, daß

eine Instandsetzung des veralteten Baues unerlässlich sein würde: die Rüstung konnte keine hängende Soffitte mehr tragen, ein offener Szenenwechsel war nicht realisierbar, Einsturzgefahr bestand für den dritten Rang. Bis 1980 dauerte die „Herumflickerei“, dann wurde aber eine seriöse künstlerische Arbeit unmöglich, und im Juli 1981 begann eine umfassende Restauration des Hauses. An seinem 100. Geburtstag erstrahlt nun das traditionsreiche Gebäude in neuem Glanz. Hinter der hell-gelblichen (gegen Umweltschäden mit hydrophobem Material geschützten) Fassade ist alles renoviert, neuinstalliert, vergoldet und geputzt – Kosten: ca. 81 Millionen Mark. Die originale innere Gestaltung blieb unverändert, wurde aber gründlich erneuert, von der Restauration des Deckengemäldes („Apollo mit den Musen im Olymp“ von Karl

Lotz) bis zur Beleuchtung und dem Gestühl des Zuschauer-raums. Der wichtigste Teil der Renovierung ist allerdings unsichtbar: der ganze Bühnenmechanismus. Die neue Bühne funktioniert nicht mehr hydraulisch, sondern elektromechanisch; sie hat sechs versenk-bare Gänge, es gibt auch eine Drehbühne mit elf Meter Durchmesser; das vergrößerte Orchesterpodium ist auch stufenweise heb- und senkbar. Wird dieser neue Glanz seine Wirkung im Repertoire und im allgemeinen Niveau der Aufführungen spüren lassen? Das Galaprogramm der Neueröffnung konnte diese Frage natürlich noch nicht beantworten. Nach der Ouvertüre aus Ferenc Erkel's Oper „Hunyadi László“ konnte man im 1. Bild des II. Aktes aus dessen Oper „Bánk bán“ die Kunst des ewig jungen Tenors József Simándy in dieser seiner klassischen Rolle ebenso bewundern wie die Dar-

Collection Jazz

Die neue Buchreihe für den Jazzfreund und Schallplattensammler

Jeder Band enthält neben einer reich illustrierten Lebensgeschichte des Künstlers ein chronologisches, ausführlich kommentiertes Platten-Werkverzeichnis mit Abbildung der Original-Cover und allen diskographischen Angaben. Ca. 200 Seiten im Format 16,5 x 23,5 cm, ca. 120–150 Fotos, Paperback mit mehrfarbigem, cellophanisiertem Umschlag, je **DM 26,80**

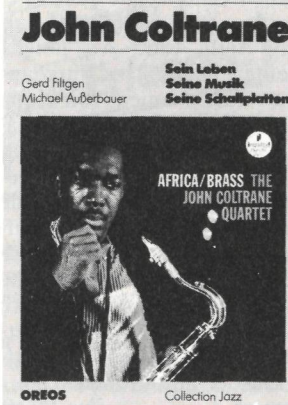
»Für Jazz-Freunde eine kleine Sensation...« (Audio) – „Ein gelungenes, ja exquisites Konzept...“ (Welt des Buches) – „Mit der Collection Jazz kann der Jazzfreund seiner Plattensammlung ein unverzichtbares, solides Fundament legen...“ (Frankfurter Neue Presse) – „Schallplattensammler werden von dieser neuen Buchreihe begeistert sein...“ (Tagesspiegel, Berlin) – „Eine durch und durch gelungene und höchst empfehlenswerte Reihe...“ (Luzerner Neueste Nachrichten)«



Soeben erschienen



Soeben erschienen



In Vorbereitung: Django Reinhardt, Keith Jarrett, Charlie Parker, Art Blakey, Dizzy Gillespie u.a.

Bestellcoupon

Zahlungsart (ankreuzen)

☐ Vorauszahlung mit beiliegendem Verrechnungsscheck

über DM* _____

☐ Nachnahme, Spesen trägt der Empfänger

	DM
Ex. Miles Davis	26,80
Ex. Charles Mingus	26,80
Ex. John Coltrane	26,80
Ex. Duke Ellington	26,80
Versandkosten	3,-
Gesamtbetrag bei Vorauszahlung*	

Name: _____

Vorname: _____

Straße: _____

PLZ, Ort: _____

OREOS VERLAG

Pater-Köster-Weg 1
D-8035 Gauting
Tel. 089/850 48 61

FEUILLETON

Erstrahlt zum 100. Geburtstag im neuen Glanz: die umfassend restaurierte und auf den modernsten technischen Stand gebrachte Budapest Oper



Foto: Budapest Oper

stellungskraft des Baritons György Melis. Auch die anderen zwei Stücke der feierlichen Vorstellung überzeugten eher durch die interpretatorische Leistung als die fesselnde Inszenierung. Béla Bartóks „Holzgeschnittener Prinz“ wurde in einer recht konventionellen und nicht allzu phantasie-reichen Neuchoreographie von László Seregi aufgeführt, und die szenische Version des „Psalmus Hungaricus“ von Zoltán Kodály ist doch kein „richtiges“ Bühnenstück, selbst wenn Kodálys Name bei einem solchen Anlaß nicht fehlen darf. Die neuen technischen Möglichkeiten werden das Ensemble des Opernhauses hoffentlich mehr inspirieren –

schließlich ist das Haus auch ein nationales Denkmal des ungarischen Musiklebens, wo auch einst Gustav Mahler und Otto Klemperer wirkten und der kürzlich verstorbene János Ferenčík jahrzehntelang als GMD tätig war. An jungen Talenten mangelt es durchaus nicht – die Namen von Ilona Tokody, Veronika Kincses, Lajos Miller oder László Polgár sind schon international bekannt –, jetzt sollten auch die veralteten Inszenierungen aufgefrischt werden. „Noblesse oblige“ – nicht nur die neue Pracht des Gebäudes, sondern auch die großen Vorgänger erfordern die künstlerische Fortsetzung der Traditionen.

Eva Pintér

Münchner Ballettwoche

Ballettromantik und Modern dance

Der Chinareise der Bayerischen Staatsoper ist es zu verdanken, daß es in München im Nationaltheater wieder einmal ein größeres Ballettgastspiel zu sehen gab: drei Tage lang war das Alvin Ailey American Dance Theater aus

New York zur Münchner Ballettwoche zu Gast. Im barocken Cuvilliés-Theater tanzte an fünf Abenden die Joyce Trisler Danscompany, ebenfalls aus New York. Die 1979 allzu früh verstorbene Joyce Trisler hat, wie Alvin Ailey, bei

Lester Horton studiert und für Aileys Kompanie choreographiert. Eröffnet wurde die Ballettwoche jedoch mit einem fünf Jahre alten Ballett von Ronald Hynd, dem neuen, alten Ballettdirektor (er war von 1970 bis 1973 schon einmal Ballettchef), der sich damit zugleich als Hauschoreograph vorgestellt hat.

Sehr hübsch, amüsant und duftig – das kann man zumindest über die ersten beiden Akte seines „Papillon“ sagen, der in der Choreographie der romantischen Ballerina Marie Taglioni vor 124 Jahren uraufgeführt wurde. Von Hynds Version war englische Ballettklassik zu erwarten, das heißt üppige Ausstattung, konventionelle Pantomimen und selten überraschende Schrittcombinationen aus dem klassischen Tanz. Doch auch solche Edelpatina kann ihren Charme haben.

„Papillon“, von Ausstatter Peter Docherty samt wucherndem Urwald in Persien angesiedelt, ist ein Märchenballett mit sämtlichen Ingredienzien einer Romanze des vergangenen Jahrhunderts, nämlich mit reichlich Exotik, feengleichen Mädchen in Gestalt von Schmetterlingen und eben märchenhaften Begebenheiten, die Hynd allerdings nicht immer schlüssig zu erzählen versteht. Es gelangen ihm jedoch, von einigen Durststrecken und dem unglaublichen Schluß abgesehen, ganz zauberhafte Arrangements, die von den Münchnern nicht immer sauber getanzt wurden. Hynd schwelgt lustvoll in der Ballettromantik und distanziert sich von ihr gleichermaßen humorvoll; da brillierte als Komikerin in der Rolle der verwandelten Hexe die köstliche Jolinda Menendez.

Das große Tanzglück mochte sich auch bei den gutaussehenden Tänzerinnen und Tänzern der Joyce Trisler Danscompany nicht einstellen. Man konnte meinen, einem Privatlehrgang in amerikanischer Tanzgeschichte beizuwohnen. Bei Trislers „Dance for Six“ zu Musik von Vivaldi war noch die Bewegungsvielfalt, besonders die einfallsreichen Armbewegungen zu bewundern. Ansonsten mischte sich ein gefälliges Einerlei aus dem expressiven

Tanz der Doris Humphrey, dem Neoklassizismus à la Balanchine und dem Modern dance pur eines Paul Taylor. Milton Myers, der jetzige Chef der Kompanie, setzt auch choreographisch fort, was Joyce Trisler begonnen hat. Wohltuend hob sich in München nur seine spritzige Fassung von Strawinskys „Ragtime“ ab, für zwei Tänzerinnen und einen Tänzer, alle drei in Fracktrikots. Auch Gray Veredons „Koan“, exotisch verbrämter Geschlechterkrieg, untermalt von Sitarklängen, bildete einen aufregend emotionsgeladenen Gegensatz zu einem Stil, der im Lauf der Jahre zur gut funktionierenden Etüde wurde. Geradezu hysterisch waren die Reaktionen des Publikums auf Alvin Aileys 24 Jahre altes choreographisches Glaubensbekenntnis „Revelations“, eine tänzerische Offenbarung, wie sie ihm anscheinend später nie mehr geglückt ist. Da schlägt sein Herz für die schwarzen Brothers und Sisters und nur am Rande für den Kommerz des Broadway. Zu Spirituals und Gospelongs tanzten 22 Paare den Weg der Schwarzen aus der Knechtschaft in ein würdiges Leben voller Freude und Stolz. Da gab es Abend für Abend Zugaben. Aileys neueste Schöpfung, ein biographisches, unglaublich langweiliges Tanztheater um den Jazzmusiker Charlie Parker, erntete die verdienten Buhs. Ailey schämt sich nicht, kommerziell zu sein, Afro, Jazz und Modern dance mit viel Glamour aufzupeppen. Dagegen ist nichts zu sagen, wenn nur seine Shownummern nicht so zufällig ausfielen wie Straßentanz in New York City, nämlich völlig ohne Struktur. Richtig zur Geltung kamen die Fähigkeiten der ungewöhnlichen Kompanie allerdings bei Ulisses Doves gewalttätigem Beschwörungsritual „Night Shade“ und Elisa Montes kontemplativem, erotisch aufgeladenem Pas de deux „Treading“, beide Stücke zu Musik von Steve Reich. Biegsam, rhythmisch, weit in den Raum greifend, sinnlich in den Bewegungen – so wollte man das Alvin Ailey American Dance Theater gern sehen.

Eva-Elisabeth Fischer

Stiftung Warentest über die Bildplatte:

„Das beste Video-Audio-System“

STIFTUNG WARENTEST
test
sehr
gut
9/84

Zu diesem Urteil über die von Philips entwickelte Bildplatte kam die Stiftung Warentest. Beim Test wurde der Philips Bildplatten-Spieler in allen Bereichen mit „sehr gut“ benotet.

Die Zeitschrift test 9/84 schreibt unter anderem: „Im Sehtest der Videorecorder, wo wir zum Vergleich den Bildplattenspieler als Qualitätsstandard heranzogen, erwies sich dieser als deutlich überlegen. Die akustischen Übertragungsdaten ähneln denen einer CD-Platte.“



Die wichtigsten Test-Ergebnisse:

Fabrikat	Philips VLP 720
Mittlerer Preis in DM	1298,-
Technische Merkmale	
Maße (B x H x T): 53,5 x 51,5 x 13 cm; Gewicht: 10 kg; max. Spieldauer CAV/CLV: 36/60 Min.; Anschlüsse: DIN-Antennenein-/ausgang, AV (Scart), Ton (BNC); nur CAV-Platte: Einzelbild vor- und rückwärts, Zeitlupe vor- und rückwärts, Zeitraffer, Rückwärtswiedergabe; Suchlauf vor- und rückwärts; Toplader; Infrarot-Fernbedienung; elektron. Zählwerk, Auflösung: 1500 Einheiten je Minute (CAV), 1 (CLV)	
BILDQUALITÄT (SEHTEST)	sehr gut
Normalbetrieb	sehr gut ++
Sonderfunktionen (Standbild, Zeitlupe, Zeitraffer, Suchlauf vorwärts, Suchlauf rückwärts)	sehr gut ++
TONQUALITÄT (HÖRTEST)	sehr gut
BEDIENUNG	sehr gut
Gebrauchsanleitung	sehr gut ++
Gerät aufstellen	gut +
Gerät anschließen	sehr gut ++
Bedienungselemente, Anzeigen	sehr gut ++
Laufwerk bedienen	gut +



„Sehr gut“ im Test: Philips VP 720. Philips Bildplatten-Spieler gibt es schon ab 998,- DM (unverbindliche Preisempfehlung).

Die Bildplatte bringt das ganze Musik-Erlebnis: Ton und Bild.

Denn Musik ist ein Erlebnis für Ohren und Augen. Ein Ballett wie „Dornröschen“ genauso wie die Live-Show der Rolling Stones, „Aida“ von Verdi oder die großen Musicals.

All dies erleben Sie von der silbernen glänzenden Bildplatte so gut wie auf den besten Plätzen: Originalgetreu – mit perfektem Ton und brillantem Bild.

Die Geräte sind ganz einfach zu bedienen: Bildplatte einlegen, Deckel schließen – das ist alles. Jedes Fernsehgerät eignet sich zur Wiedergabe. Für das perfekte Klangerlebnis können Sie zusätzlich Ihre HiFi-Anlage anschließen.

Ton und Bild in Laser-Qualität.

Beim Abspielen der Bildplatte wird die Signalspur von einem feinen Laserstrahl gelesen – berührungsfrei und verschleißfrei. Die Laser-Technik sorgt für perfekte Qualität.

Schon viele hundert Bildplatten:



Das Programm wächst ständig: Klassik, Pop, Musical, Opern, Ballett, Hobby- und Kinderprogramme und viele Filme. Fordern Sie den Gesamt-Katalog an: Bei Ihrem Fachhändler oder Philips Bildplatte, Postfach 6105 22, 2000 Hamburg 61. Bildplatten gibt es schon ab 39,50 DM (unverbindliche Preisempfehlung).

Wir öffnen Ihnen die Augen für Musik.

PHILIPS

